■Wissen, maßgeschneidert

Björn Reich/Frank Rexroth/Matthias Roick (Hg.), Wissen, maßgeschneidert. Experten und Expertenkulturen in der Vormoderne (Historische Zeitschrift, Beihefte, Neue Folge; Bd. 57), München (Oldenbourg Verlag) 2012, 329 S., 61,80 €

Der vorliegende Band geht auf eine Vortragsreihe des Göttinger Graduiertenkollegs »Expertenkulturen des 12. bis 16. Jahrhunderts« zurück und versteht sich als Grundsatzschrift für dessen Forschungsprogramm. Im Kern geht es um zwei Anliegen: erstens um den Nachweis, dass der »kulturelle Typus« des Experten weit älter sei als bislang kolportiert, nämlich bereits »Produkt soziokultureller Veränderungen des hohen Mittelalters«; zweitens wird der Experte weniger in seiner Funktion als Träger von Spezialwissen gesehen, sondern entscheidend sei vielmehr, dass soziale Interaktion den Experten erst erzeugen. Ein Experte sei derjenige, so Frank Rexroth, der »sich durch die Verheißung passgenauen Wissens in einer bestimmten Kommunikationssituation auszeichnet«.

Rexroth steckt in seiner Einführung die wesentlichen Parameter der Expertiseforschung ab. Nach einer kritischen Reflexion von Konzepten und Narrativen der Wissensgesellschaft skizziert er die soziale Konsequenz einer wissensmäßigen Ausdifferenzierung, die zwangsläufig in einer »dialogischen Beziehung von Systemvertrauen und Expertenskepsis« münde. Eindrücklich sind die definitorischen Überlegungen zum Experten-Typus und die das Expertenwissen begünstigenden historischen Umwelten bzw. »Cluster« (Höfe, Städte, Schulen etc.). Ein etymologischer Abschnitt spürt der Verwendungsgeschichte des Experten-Begriffs nach und grenzt mittelalterliche Semantiken von der »moderne[n] Denkform des Experten im Sinne eines Sachverständigen oder Spezialisten« ab.

Expertenkritik und Expertenkulturen bedingten sich gegenseitig, zumal in der Epoche des Humanismus, wie der Beitrag von Matthias Roick zeigt. Roick beschreibt Francesco Petrarca als Wegbereiter einer humanistischen Bewegung, der diese bewusst als laienhaft und als »eine bessere Alternative zu den Expertenkulturen ihrer Zeit« darstellte. Petrarcas Argumentationsstrategien gegen die Missstände zeitgenössischer Expertenkulturen macht Roick an dessen polemischen Invektiven gegenüber der Dominanz juristischer Wissensformen anschaulich. Petrarca habe sich als stilisierter »illiteratus« den Juristen überlegen gefühlt. Seine erhöhte Autorität lasse sich schließlich auch in seiner Dichterkrönung ablesen, in der Petrarca ein »Gegenbild gegenwärtiger Universitätskultur« zelebrierte.

Michael Stolz verschiebt den Fokus auf die mittelhochdeutsche Artusepik. Sein Beitrag über das »Expertenwissen« in Wolframs *Parzival* entwickelt eine originelle Lesart des Versromans durch die Brille des Expertise-Paradigmas – indem er den Text auf eine »gesellschaftliche Imagination des Experten« befragt. Der Erzähler im *Parzival* mache den fiktionalen Gehalt des Erzählten bewusst und könne als Experte für die »Produktions- und Rezeptionsbedingungen der volkssprachlichen Literatur« gelesen werden, weil er sich jenseits der universitären Bildungsinstitutionen verorte. Das gelte auch für die im Kontext von Sonderwissen stehenden Figuren Kyot und Kundrie. Als Gralsbotin veranschauliche Kundrie die sprachlichen Übersetzungs- und Vermittlungsprobleme imaginierter Expertenfiguren.

Im Feld höfischer Epik und des Artusromans verbleibt auch der Beitrag von Björn Reich und Christoph Schanze. Den beiden Autoren zufolge gestalte sich die Suche nach literarischen Expertenfiguren in der mittelalterlichen Epik als schwierig, da hier prinzipiell noch das Modell des universal Wissenden dominiert habe. Die daraus folgende Skepsis gegenüber den sich abzeichnenden Expertenmodellen des 12. und 13. Jahrhun-

derts im Heldenepos und höfischen Roman sei keinesfalls zufällig. Ein weit ergiebiger Bereich der Epik für die Verhandlung eines »falschen Expertentums« sei der Schwank, wie Reich und Schanze in der Analyse des Zyklus *Der Pfaffe Amis* aufzeigen, und sodann in der kaiserlichen Experten-Stilisierung im *Weißkunig*.

In einem rechts- und literaturgeschichtliche Aspekte kombinierenden Ansatz verfolgt Hartmut Bleumer die im Spätmittelalter entstehende Expertenkritik am Typus des Juristen. Da die juristische Epistemologie den Expertenbegriff besonders gut veranschauliche, lasse sich gerade am Genre der Teufelsprozess-Literatur die Beobachtung von Experten modellhaft nachvollziehen. Erst deren literarische Prozesserzählung mache den Experten »sichtbar« – aber auch kritisierbar. Am Beispiel von Ulrich Tenglers erfolgreichem Rechtsbuch *Laienspiegel* entwirft Bleumer sein »Modell einer narrativen Selbstkritik des juristischen Diskurses«.

Auch der Beitrag von Eva Schumann widmet sich den rechtsliterarischen Teufelsprozessen und arbeitet in funktionaler Hinsicht deren spezifische Leistung als »Praktikerliteratur« heraus. Das Erfolgsrezept der Texte habe in geradezu spielerischen Lehrbuchqualitäten für einen explizit ungelehrten Adressatenkreis bestanden. Schumann rekonstruiert die Überlieferung und die Popularität verschiedener *Belial*-Fassungen des 14. Jahrhunderts und macht entlang einer Analyse der didaktischen Textstruktur gut nachvollziehbar, wie sehr die Teufelsprozess-Literatur des Mittelalters einen erfolgreichen Transfer »maßgeschneiderten [Experten-]Wissens« an Laien belegt.

Die spannungsreiche Identität und Selbstreflexion frühneuzeitlicher Gelehrten-Experten steht im Mittelpunkt Gadi Algazis Ausführungen über Johannes Keplers Apologie. Ihm gelingt in der Analyse eines bislang kaum beachteten Briefes des »prominenten Hofgelehrten« und Astronomen die detaillierte Anatomie eines Gelehrtenhaushalts. Dessen Ökonomie sei durch wechselseitige Abhängigkeit, aber auch durch ständig umkämpfte Geschlechtergrenzen zwischen Kepler und seiner Frau reguliert worden. Für Keplers »self-fashioning als Wissenschaftlicher« war das Bild seiner Ehefrau mithin konstitutiv – er selbst sei eher Anhänger eines »tradierten Gelehrtenbildes« geblieben, das sich durch häusliche Autorität, »Buchwissen, Ruhe und relative Freiheit« ausgezeichnet habe.

Um das Verhältnis zwischen Vertrauen, Misstrauen und Wahrheit in institutionell nicht verankerten Wissensbereichen geht es Martin Mulsow. Am Beispiel libertiner Philosophen im Venedig des 17. Jahrhunderts begibt er sich auf die Spur einer »emotionale[n] Komponente« in potentiell gefährlichen Wissensverhältnissen bestimmter Milieus. Als Quelle dienen ihm Werke des Malers Pietro della Vecchia, die vor allem Experten (Philosophen) und ihre Schüler darstellen. In einer ikonographischen Analyse rekonstruiert Mulsow della Vecchias Spiel mit den Motiven des »Verbergens und Entbergens«, der Wahrheit und des Beschützens, des Verlachens und der Wahrheit – allesamt Ausdrücke einer »Kultur des Misstrauens« der komplexen Kommunikationsweisen venezianischer Libertins.

Marian Füssel verfolgt den breiten frühneuzeitlichen »Spottdiskurs« über Gelehrte. Notorisch entzündet habe sich dieser an den prototypischen Vertretern zeitgenössischer Expertenkulturen – Juristen und Medizinern – und ihren Inszenierungen. Der Beitrag macht anschaulich, dass es dabei jedoch nicht um eine Negierung der Rollentypen an sich ging, sondern lediglich um die Korrektur von extremen »Fehlformen [im] gelehrten Habitus«, etwa an den Polen des pedantischen und galanten Gelehrten. Den Satiren sei daher eine wichtige »regulative [und selbstreferentielle] Orientierungsfunktion innerhalb der Gelehrtenkultur« zugekommen.

Den Band beschließt Caspar Hirschi mit einem beeindruckenden zeitlichen Bogen zur Geschichte und Gegenwart eines kon-

fliktreichen Verhältnisses – dem von Politik und ihren wissenschaftlichen Experten/Beratern. Hirschi illustriert zunächst in einer minutiösen Rekonstruktion des politischen Skandals um den Drogenexperten David Nutt die »kollidierenden Handlungslogiken« von Politikern und unabhängigen Wissenschaftlern: Diese hätten politische Entscheidung als »expertengestütztes Handeln« nachträglich lediglich zu legitimieren, seien jedoch nicht mitspracheberechtigt. Diese funktionalen Antagonismen sieht Hirschi seit der Etablierung erster offizieller Expertenämter im französischen Gerichtswesen und an Akademien fest in der politischen Kultur Europas verankert.

Die DFG hat im Oktober 2013 die zweite Förderphase des Göttinger Graduiertenkollegs bewilligt, das seinen zeitlichen Fokus nunmehr auf das 18. Jahrhundert ausdehnt. Zu Recht, denn die anregenden Beiträge des Bandes demonstrieren beispielhaft das Potential der Expertenfigur – ein vielversprechender Erkenntnisbaustein für die frühneuzeitliche Wissensgeschichte. Gut getan hätten dem Band allerdings eine klarere thematische Struktur sowie eine stärkere theoretische Abgrenzung von anderen Wissensträgern und -formen.

Flemming Schock (Leipzig)